



Damaskus
Assads pompöses Lächeln ist überall. Selbst über einem alltäglichen Tee-Ausschank.

„ALEX, STEIG EIN!“

Dann eben undercover, sagte sich Alexander Bühler und stieg ins Flugzeug nach Damaskus. Der Reporter wollte über die Aufstände in Syrien berichten. Als offiziell akkreditierter Journalist wäre er beschattet und kontrolliert worden. Also besorgte er sich für seinen ersten Besuch ein Geschäftsvisum, beim zweiten Mal kam er als Tourist. Bühler traf sich mit Rebellen, erlebte Gewehrsalven und zählte Panzer. Ein Protokoll der Ohnmacht.

Im Innenhof meines Hotels sitzen drei Männer. Sie beobachteten mich. Einer ist der Hotelmanager, ein anderer sein Mitarbeiter – den dritten kenne ich nicht. Ihre Unterhaltung bricht schlagartig ab, als ich aus meinem Zimmer und damit in ihr Blickfeld trete. Ich nicke ihnen freundlich zu und frage mich, wer der dritte Mann ist. Wird er mir Schwierigkeiten bereiten? Ist er vom Geheimdienst? Soll er mich verhaften? Denn entgegen allen offiziellen Beteuerungen meinerseits bin ich nicht als Tourist in Syrien, sondern als Journalist. Und Journalisten sind der Regierung in Damaskus suspekt.

Schon zum zweiten Mal bin ich nach Syrien gekommen. Das erste Mal war ich im August 2011 hier. Ein Freund, der selbst heimlich als Journalist in Homs war, hatte mich überzeugt, dass berichtet werden muss, wie das Regime die Opposition niederknüpelt. Zuerst bin ich skeptisch – schließlich liegt mein letzter Besuch im Nahen Osten bald 15 Jahre zurück. Ich habe seitdem Krisengebiete in Afrika, Asien und Südamerika bereist, habe dort Erfahrungen gesammelt. Aber Syrien ist etwas anderes, ich kenne weder die Kultur, noch spreche ich Arabisch. Doch dann steht mein Entschluss.

Der Kollege nennt mir einen Ansprechpartner bei der Opposition, der Kontakte im Land für mich organisiert. Ein paar Tage später sitze ich im Flugzeug nach Damaskus, in meinem Pass klebt ein syrisches Geschäftsvisum, bei der syrischen Botschaft über einen Visumsservice beantragt. In Unterhaltungen mit meinem Ansprechpartner aus dem syrischen Untergrund klang immer wieder die Warnung durch, bloß kein Journalistenvisum zu beantragen. Denn offiziell angemeldete ausländische Journalisten würden überwacht und beschattet, sie könnten sich nicht frei im Land bewegen und



schon gar nicht ungehindert Interviews mit Oppositionellen führen.

Beim Kauf einer Sim-Karte für mein Handy in Damaskus merke ich, wie die Überwachung greift: Mein Pass wird fotokopiert, mein Name und meine Passnummer werden noch im kleinen Handyladen in der Altstadt in die zentrale Datenbank des halbstaatlichen Mobilfunkbetreibers eingetragen. Auf die Daten kann der Geheimdienst zugreifen. Vom Besuch eines Internet-Cafés hat man mir abgeraten – dort würden dauernd Oppositionelle verhaftet, die ungeschützt im Internet surfen. Auch diese Daten gehen direkt an den Geheimdienst, per Videokamera werden die Besucher erfasst. Mein Computer dagegen ist leer, zumindest sind alle persönlichen Daten gelöscht oder in den Tiefen meines Betriebssystems versteckt.

Dann heißt es: warten, bis ich angerufen oder abgeholt werde, um Regimegegner zu treffen. Noch in Deutschland hatte meine Kontaktperson mir ein vertrauenswürdiges Hotel genannt und einen „Handler“, wie es im Englischen heißt, zugewiesen. Ahmad, so heißt er, regelt alle Kontakte im Land für mich. Er spricht Englisch und kümmert sich darum, mir Gesprächspartner zuzuführen. Und wenn er verhindert ist, sorgt er dafür, dass mich ein anderer Übersetzer unterstützt.

Während ich durch Damaskus streife, versuche ich, die Atmosphäre aufzunehmen: die vielen Pro-Assad-Poster an den Gebäuden, die geschlossenen Geschäfte. Ab und zu, im Halbdunkel eines Cafés oder im Gedränge eines Ladens, äußern Menschen ihre Ängste, immer in Sorge, dass ein Spitzel mithört. Abends halte ich mich bereit, warte auf Anrufe. „Stehe um 18.30 Uhr auf dem Bab-Touma-Platz in der Nähe der Polizeistation“, sagt Ahmad und legt auf. An diesem Ort drängen sich viele Vergnügungssuchende,

meistens stellen sie hier ihr Auto ab und gehen in eines der vielen Restaurants in der Altstadt. Ich stelle mich am Rand des Gewusels auf, deutlich sichtbar, rauche. Nach ein paar Minuten klingelt mein Telefon, ich nehme ab, plötzlich hält ein weißer Nissan neben mir. Die Tür geht auf und Ahmads Stimme sagt: „Alex, steig ein.“

Lautes Krachen, ein Schuss, Tränengas

Vertrauen ist bei dieser Unternehmung die wichtigste Voraussetzung. Dennoch halten wir bestimmte Details voreinander geheim. Ahmad weiß nicht, in welchem Hotel ich wohne, ich kenne seinen Nachnamen nicht. Zum gegenseitigen Schutz – falls einer von uns verhaftet wird, kann er nur wenig verraten. Auch die anderen Passagiere im Wagen reden sich gegenseitig nur mit ihren „revolutionären“ Namen an. Die Geheimdienste können sie nicht eindeutig identifizieren, falls sie einen Verräter eingeschmuggelt haben oder die Telefone abhören.

Ich lerne viele verschiedene Oppositionelle kennen: einen Arzt, der die medizinische Versorgung verwundeter Demonstranten organisiert und für seine Mitgliedschaft bei den syrischen Sozialdemokraten lange im Gefängnis saß; Manager, die die Korruption und Ineffizienz satt haben; einen Sozialarbeiter, der für die Rechte der Armen kämpft; junge Christen und Aleviten, die den Staat reformieren wollen. Aus ihren Geschichten und Erfahrungen versuche ich, die Gemeinsamkeiten zu filtern, um zu verstehen, was im Lande passiert. Die Audio-Aufnahmen, die ich dabei mache, verstecke ich im Computer und lösche sie danach wieder von meinem Rekorder, um meine Interviewpartner und mich nicht zu gefährden.

Ein paar Tage später bringen Regimegegner mich nach Douma. Die Stadt, 15 Kilometer vom Zentrum in Da-



Bilder (8) – Alexander Büthler

Homs

Die syrische Stadt ist gezeichnet von Kämpfen, in provisorischen Krankenhäusern arbeiten Ärzte unter Lebensgefahr.

maskus entfernt, ist eine der Hochburgen der Anti-Assad-Demonstrationen. Am Freitagmorgen verlassen mein Übersetzer Tim, ein örtlicher Oppositioneller, und ich zusammen mit drei weiteren Männern das Versteck. Die Männer sollen mich notfalls schützen. Mit einem Blick in die Gasse prüfen sie, ob die Luft rein ist, ob keine staatlichen Sicherheitskräfte lauern. Von den verschiedenen Moscheen ist der Gebetsruf zu hören, die Menschen dort bereiten sich auf die Demonstrationen vor. Erste Protestierende rufen: „Nieder mit Assad!“ Dann ein lautes Krachen, ein Schuss – Tränengas. Ich halte mir ein Tuch vors Gesicht. Die Menge stieß auseinander, verteilt sich in die engen Seitenstraßen.

Auf einmal sind aufgeregte Rufe zu hören, ein Motorrad fährt vorbei. Demonstranten rennen. Auf dem Sozius hält ein Mann ein Kind im Arm, dessen Hemd vollkommen durchgeblutet ist. Ein Scharfschütze hat es erschossen, höre ich später. Tim erhält einen weiteren Anruf: 50 desertierte Soldaten näherten sich der Stadt, um die Demonstranten gegen die Sicherheitskräfte zu verteidigen.

Für mich, den ausländischen Journalisten, werde es hier zu gefährlich, sagen die Aktivisten. Aus dem Hof des Verstecks wird ein Motorrad hervorgeholt, in rasender Geschwindigkeit geht es über Staubpisten in die Nachbarstadt Mesraba. In den nächsten Stunden wechseln wir mehrmals das Versteck, zwischendurch mache ich mir Notizen. Erst auf einem Bauernhof kehrt beim Essen etwas Ruhe ein. Plötzlich flammt ein Gefecht auf, der Lautstärke nach nicht weit entfernt. Es bleibt nichts anderes zu tun, als über einen Proxyserver anonym im Internet zu surfen.

Nachts treffe ich mich in einer verstaubten Garage mit weiteren Aktivisten. Einer meiner Kontakte, der 38-jährige Abu Hamza, übersetzt und zieht eine Bilanz des Tages:

drei Tote, mehr als dreißig Verletzte, dreihundert Festnahmen. Als Warnrufe zu hören sind, springt Abu Hamza auf, macht das Licht aus, flüstert: „Shabiha. Wenn sie dich jetzt erwischen, töten sie dich sofort.“ Ich fühle in der Tasche nach meinem Pass und hoffe, dass er mich im Notfall schützen kann. Alle schweigen, warten in der Dunkelheit. Ein Auto rollt langsam heran, Kies knirscht unter den Reifen. Es fährt vorbei. Als die Luft wieder rein ist, wird ein Wagen geholt, eine Stunde später stehe ich wieder vor der Tür meines Hotels. Das Hotelpersonal stellt keine Fragen – als ob ich nicht fort gewesen sei, als ob niemand etwas wissen wolle.

Zufall? Oder ein Manöver des Geheimdienstes?

Mitte Januar stehe ich nun wieder im Innenhof dieses Hotels. Über Monate hinweg habe ich mit den Aktivisten Kontakt gehalten, die ich im August kennenlernte, habe via Skype mitbekommen, wie die Repression zugenommen hat. Um uns gegen Lauschangriffe zu schützen, bauen wir bei relevanten Stichwörtern Rechtschreibfehler ein, benutzen Codes, die wir beim persönlichen Gespräch festgelegt haben, und identifizieren uns gegenseitig über gemeinsame Erlebnisse. Wieder muss ich tagelang warten, bis ich eine Möglichkeit bekomme, nach Homs zu reisen. Dann muss plötzlich alles ganz schnell gehen.

Ich nehme ein Taxi zum Busbahnhof, gehe an Männern mit AK47-Gewehren vorbei, die viele Reisende kontrollieren – mich nicht. Glück gehabt. Falls sie mich angehalten hätten, wäre ich gewappnet gewesen. Sicherheitshalber hatte ich mir triftige Gründe zurechtgelegt, warum ich nach Homs reisen will. Zum Fotografieren habe ich nur mein iPhone mitgenommen, es ist unauffälliger als eine große Kamera. Am Schalter der Busgesellschaft wer-

den wieder mein Name und meine Passnummer erfasst. Dann sitze ich im Bus, neben mir ein Iraker, ein Christ, der in Deutschland Asyl gefunden hat und Freunde in Homs besucht. Zufall? Oder ein Manöver des Geheimdienstes? Der Mann erzählt von seiner Angst um seine Freunde, er glaubt der syrischen Regierung, ihrer Erzählung von „terroristischen Banden“. Ich stelle mich desinteressiert, spreche über die vorüberziehende Landschaft und zähle heimlich die Panzer rings um Homs.

Mit einem Taxi fahre ich zum Treffpunkt, den meine Kontaktperson dem Fahrer per Telefon durchgibt. Kaum Leute auf den Straßen. Am vereinbarten Ort kommt ein Mann zum Taxi, mustert mich, bittet mich in ein anderes Auto. Wieder warten. Schließlich werde ich zu einer Wohnung gefahren, in der Omars Familie lebt. Omar ist einer der lokalen Führer der Opposition. Kurz nachdem ich Platz genommen habe, erscheint Amir, ein Englischlehrer, der der Opposition angehört. Er wird für mich übersetzen.

Per Internet kommen Anfragen, ob es mir gut gehe. Ein ausländischer Journalist sei in Homs getötet worden, heißt es in den Nachrichten, meine Freunde sorgen sich. Im Fernsehen sehe ich, dass knapp einen Kilometer entfernt der französische Journalist Gilles Jaquier bei einem Anschlag getötet worden ist. Die Regierung beschuldigt die Opposition, ihn ermordet zu haben. Meine Kontakteleute versichern mir, dass sie damit nichts zu tun haben und zeigen mir auf einer Landkarte, wie schwierig es für sie wäre, in jenes Gebiet zu gelangen. Ich glaube ihnen.

Warum der Westen nicht eingreift

Immer wieder ist draußen Gewehrfeuer zu hören, Explosionen erschüttern die Stadt. Zunächst zucke ich noch zusammen, aber nach einigen Minuten verlieren die Geräusche ihre warnende Wirkung. Ist ja weit weg, rede ich mir ein. Als es dunkel wird, lässt Omars Frau, Om Amin, die Rollläden herunter. Je weniger Licht aus der Wohnung dringt, desto weniger bietet sich den Scharfschützen des Regimes ein Ziel.

Als trotzdem Kugeln ein paar Meter weiter in die Hauswand klatschen und Gewehrsalven in der Nähe ertönen, löscht Omar das Licht. Alle setzen sich quer zu den Fenstern. Falls in die Wohnung hineingeschossen wird, bietet man weniger Fläche. Wir sitzen in der Dunkelheit, nur das rote Glimmen der Zigaretten ist zu sehen. Im hinteren Teil der Wohnung spielen die beiden älteren Kinder am Computer. Als nichts mehr passiert, schalten wir das

Licht wieder an, reden weiter. Immer wieder fragt mich Omar, warum der Westen nicht eingreift. Ich kann keine schlüssige Antwort geben.

Am nächsten Morgen laufen mein Übersetzer Amir und ich über „Sniper alleys“, wo Scharfschützen der Regierung versuchen, jeden zu erschießen, der zu lange verweilt. Wir sind auf dem Weg zu einem provisorischen Krankenhaus der Opposition. Der anwesende Arzt und die Helfer wissen, dass sie unter Lebensgefahr arbeiten. Falls den Assad-Anhängern bekannt wird, dass sie hier tätig sind, werden sie den Arzt töten.

Man muss berichten. Unbedingt

Kurz bevor ich von dort aus in das Taxi zum Busbahnhof steige, fragen mich Regimegegner, ob ich das Viertel Bab Amr sehen will, es sei aber gefährlich. Ich versuche, das Risiko abzuwägen, da ich weiß, dass das Gebiet stark umkämpft ist. Wie hoch ist die Wahrscheinlichkeit, dass ich dabei sterbe? Sie zögern, drucksen ein wenig. 70 Prozent. „Was ist euch lieber,“ frage ich. „Wollt ihr einen weiteren toten Journalisten oder einen, der berichten kann?“

Bei der Rückfahrt nach Damaskus stehen knapp zwei Kilometer außerhalb des Stadtzentrums vier T-72-Panzer und weitere Schützenpanzer. Die ganze Strecke über sind Checkpoints mit Maschinengewehren zu sehen. Das große Sterben deutet sich schon an, so recht mag keiner daran glauben.

Mitte März versuche ich, vom Libanon aus als Tourist nach Syrien einzureisen. Ich werde zusammen mit zwei anderen Kollegen an der Grenze abgewiesen. Dafür aber sehe ich die Opfer des Regimes: Männer, Frauen und Kinder, die beim Bombardement von Homs einen Arm oder ein Bein verloren haben, die weinend vor Angst ein Flüchtlingslager erreichen. Wut und ein Gefühl der Ohnmacht kommen hoch. Man muss über das Land berichten, über die Untaten des Regimes. Unbedingt.

Alexander Bühler ist freier Journalist in Hamburg. Gearbeitet hat er in Konfliktgebieten wie dem Kongo, in Kolumbien und dem Kosovo. In seinen Texten, Filmen und Hörfunkbeiträgen geht es unter anderem um Söldner, Drogen-, Waffen- und Organhandel. ■

